

Promotionsfeier der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät

21. Mai 2014

Ansprache von Prof. Dr. Urs Birchler



Liebe Diplomandinnen und Diplomanden

An einem Montagmorgen vor 44 Jahren hörte ich hier in dieser Aula meine allererste Vorlesung. Die Amerikaner waren eben vom Mond zurückgekehrt, das zuständige Komitee prüfte die Kandidaten für den ersten Wirtschaftsnobelpreis, und ich sass ungefähr in der zehnten Reihe rechts und lauschte gebannt dem Dozenten. Schon bald aber versank ich schlechten Gewissens in der Betrachtung dieses Wandbildes. Diesen Gewissenskonflikt möchte Ihnen am heutigen Festtag ersparen. Ich spreche deshalb über das Bild.

Das Bild ist ein Rätsel. Wer sind diese Frauen? Alle gleich alt, bzw. jung, alle einander ähnlich, stehen sie gelangweilt in ihren blassen Tüchern herum. Und was sollen die Jünglinge am Rande, die weder Söhne noch Liebhaber sein können? Und warum – ich war damals neunzehn –, warum sind die Frauen verhüllt und die Jünglinge nackt? So kreiste mein Blick durch den lichten Hain, zum düsteren Brunnen im Vordergrund – einem Vorgeschmack des Unergründlichen, das mich in vielen Vorlesungen erwarten sollte – bis hin zur Schwert-Lilie, für mich, der ich mich fast in Psychologie eingeschrieben hätte, die einzige Andeutung von Sexualität.

Sie haben wahrscheinlich Gescheiteres im Kopf, wenn Sie das Bild ansehen. Vielleicht denken einige von ihnen: Die Frauen schauen alle in eine andere Richtung, die verkörpern diese heterogenen Informationen, mit denen der Birchler in der Vorlesung so ein Theater gemacht hat. Tatsächlich: es gäbe ohne heterogene Informationen weder Unternehmen noch Banken oder Börsen, und wir bräuchten auch kein Geld. Doch über Geld werden wir gleich noch sprechen.

Das Rätsel, was das Bild bedeuten möge, habe ich all die Jahrzehnte mit mir herumgetragen. Als der Dekan mich einlud, die heutige Festrede zu halten, wusste ich sofort: Jetzt oder nie! Dies ist meine Chance herausfinden, was es mit diesem Bild auf sich hat.

Zu meiner Zeit wäre man zur Bibliothek gegangen, hätte im Zettelkasten geblättert, einen Bestellschein ausgefüllt, diesen in den Schlitz geworfen und dann eine Stunde gewartet, in dieser Zeit vielleicht auch eine Bekanntschaft gemacht, die einen das Buch vorübergehend hätte vergessen lassen; nach Absitzen der Wartestunde hätte man erfahren, dass das gewünschte Werk gerade für einen Monat ausgeliehen sei, um einen Monat später zu entdecken, dass das Gesuchte gar nicht in dem Buch steht.

Heute dank Internet eine Frage von Sekunden. Der Suchbefehl führt auf einen Artikel von Alice Werner in den UZH-News vom September 2011. Hier erfuhr ich: Das Bild stammt von Paul Bodmer (1886-1983). Es entstand 1933. Es trägt den Titel: «Nicht-Wissen» oder auch «Nicht-Wissen-Können»; nicht etwa – da bin ich als Dozent erleichtert – «Nicht-Wissen-Wollen». Oder doch? Alice Werner schreibt, offenkundig mit eigener Hörsaal-Erfahrung: „Unbeeindruckt von den Worten des Vortragenden scheinen die antiken Damen ihren eigenen Gedanken nachzuhängen“. Sie spricht von einer „weiblichen, auf Innerlichkeit und Stille angelegten Szenerie“.

Für die Innerlichkeit fühle ich mich als altmodischer Ökonom nicht zuständig – die gehört den Neuro-Ökonomen. Mich hat eher interessiert, was das Bild seinerzeit gekostet hat. Ich wollte gerade „Bodmer, Aula, Honorar“, als Suchbegriffe eingeben, da platzte eine Meldung der NZZ Online herein: «Zürcher Kunstskandal – obszöne Schmierereien». Kunstskandale sind in Zürich nichts Neues, vom Bildersturm der Reformation bis hin zum Hafenkran. Aber obszöne Schmierereien? Was ist denn heute noch obszön? Tatsächlich berichtete die NZZ über einen Skandal aus dem Jahre 1914, vor genau hundert Jahren. Quelle: die eben erschienene Festschrift 100 Jahre Hauptgebäude UZH. Tatort: Der Korridor dieses Hauses. Der Übeltäter – Sie ahnen es bereits –: Paul Bodmer, der spätere Schöpfer unseres Bildes.

Paul Bodmer hatte 1914 den Auftrag bekommen, an der Gestaltung dieses Neubaus mitzuwirken mit Fresken im Korridor. Die moderne Malerei und Bodmers Bilder insbesondere stiessen aber in weiten Kreisen auf heftige Ablehnung. Wie Matthias Vogel in der erwähnten Festschrift darlegt, war die von den Künstlern zum Teil dargestellte „nuda veritas“ nicht mehrheitsfähig. Zudem wirkten die dargestellten Figuren verwirrend androgyn. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs stellten die Bilder „das in der Eidgenossenschaft verbreitete Ideal eines harten, athletischen und wehrbereiten Mannes in Frage“. Sie schufen ein introvertiertes, mystisches oder „latent homoerotisch aufgeladenes Lebensgefühl“. Bodmer bekam zwar noch eine oder zwei Chancen zur Nachbesserung. Er wehrte sich auch mit einem Brief an den Regierungsrat. Ohne Erfolg. Am Ende musste er seine Fresken eigenhändig überstreichen.

Die Presse (die rechten wie die linke) bescherte Bodmer das, was man heute einen Shitstorm nennt. Eine besonnenere Haltung vertraten einzig die NZZ und – seitens der Universität – deren Rektor. Einen Dekan der Wirtschaftswissenschaften gab es noch nicht; wir gehörten bis zu meiner Zeit zur Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät. Die Dozentenschaft war aber grossmehrheitlich im Anti-Bodmer-Lager. Die Haltung der Studenten ist nicht eindeutig belegt, da sie damals keinerlei Mitsprache hatten.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Die „Kunst“ hat nicht immer recht. Als ich gerade meine Doktorarbeit abgegeben hatte, also am Rande vor dem post-doktoralen Abgrund stand, wurde ein Mann namens Harald Nägeli, bekannt als der „Sprayer von Zürich“, auf frischer Tat verhaftet. Augenblicklich spannte ich einen Bogen Papier in die Walze, tippte einen Artikel zur Verteidigung der Kunst, bzw. des Sachbeschädigers, fuhr damit in jugendlichem Übermut zur Redaktion des Tages-Anzeiger,

eilte in den dritten Stock und übergab mein Opus atemlos einem leicht verwunderten Redaktor. Einige Tage später erhielt ich den Artikel zurück – mit einem freundlichen Brief: „Sehr geehrter Herr Birchler Sie haben sicher Talent zum Schreiben; versuchen sie es das nächste Mal mit einem weniger heissen Thema.“ Mein erster, aber nicht mein letzter „reject“. Ich bin dem Tagesanzeiger heute dankbar, dass er den Artikel nicht gedruckt hat.

Zurück zur Wand: Wieviel hat denn jetzt das Bild gekostet? Dazu muss ich nochmals kurz ausholen. Der Auftrag für ein Wandbild war 1914, beim Abschluss des Baus, nicht an Bodmer gegangen, sondern an die damalige Nummer Eins der Schweizer Malerei, an Ferdinand Hodler. Dieser verstarb aber in der Entwurfsphase, und die Wand blieb in der Folge fast 20 Jahre lang leer. Erst anfangs der Dreissiger Jahre, als das 100-Jahr-Jubiläum der Gründung der Universität von 1833 heranrückte, wollte sich diese nicht mit einer nackten Wand in ihrem Festsaal eine Blösse geben. Man wollte einen Schweizer und erinnerte sich mit schlechtem Gewissen an Paul Bodmer. Dieser hatte sich in der Zwischenzeit rehabilitiert und die züchtigen Fresken der Stadtheiligen Felix und Regula im Kreuzgang des Fraumünsters geschaffen.

Bodmer erhielt deshalb, ohne Wettbewerb, den Auftrag für dieses Wandbild. Sein Entwurf wurde diesmal belohnt mit einem – wie die Forscher sagen würden – „revise and resubmit“. Einen Skandal wie 1914 gab es zwar nicht mehr, aber einfach durchgewinkt wurde Bodmers Arbeit deswegen noch lange nicht. Zunächst wollte der Maler nämlich keine Knaben auf dem Bild haben; wie Alice Werner berichtet „sehr zum Missfallen der universitären Fachkommission“. Vor allem der Professor für Kunstgeschichte bemängelte „das Fehlen männlicher Gestalten auf einem für den prominenten Festsaal vorgesehenen Bild.“ So quetschte Bodmer eine Horde Knaben ins Bild. Diese bleiben aber – ich zitiere nochmals Alice Werner – „nackte Staffage – die Gedankenfreiheit übernehmen bei ihm die Frauen.“

Ein Gleichstellungsbüro, das hier hätte Gegensteuer geben können, gab es noch nicht. Selbsternannte Bildverbesserer schon. Der Hausdienst berichtet, die Schwertlilie auf dem Bild sei nachträglich und meuchlings von Unbekannten hinzugefügt worden. Wie dem auch sei – zum diesjährigen Jubiläum des Hauptgebäudes hat die Universität mit Bodmer endgültig Frieden geschlossen und einzelne der 1914 übermalten Arbeiten – soweit dies noch möglich war – restauriert und sogar mit einer Glas-scheibe geschützt. Sie haben vielleicht die Darstellung einer Frau im Erdgeschoss im Vorbeigehen gesehen. Kunst am Bau bleibt jedoch eine Kampfzone. Als das Hauptgebäude vor zehn Jahren erweitert wurde, tobte ein Kampf um das Farbkonzept. Dabei war dieses wegweisend: Die Rosa- und anderen Pastelltöne, die Sie vom grossen Hörsaal KOH B10 unter dem Lichthof kennen, werden heute mit Erfolg auch in Irrenhäusern und Strafanstalten zur Besänftigung der Insassen eingesetzt.

Aber jetzt endlich: Was hat das Bild gekostet? Was sind Kosten? – eine ökonomisch keineswegs triviale Frage. Ich mache mir die Aufgabe aber einfach. Ich konzentriere mich auf das rein Monetäre und vernachlässige den Stundenaufwand der Fachkommissionen, die Gewinne und Schäden an der Reputation der Beteiligten und, last but not least, die psychischen Kosten für die während Tagen mit Darstellungen unbekleideter androgyner Wesen belasteten Dozenten und Studenten.

Also, endlich Zahlen. Ferdinand Hodler, der Erstbeauftragte, hätte 1914 für die Arbeit 20'000 Franken bekommen. War das viel? Den Big-Mac-Index gab es leider noch nicht, aber es gibt ein anderes Mass konstanter Qualität, nämlich die Arbeit eines ordentlichen Professors. Hodlers 20'000 Franken dividiert durch das damalige Jahresgehalt eines Ordinarius gibt – ich lasse Sie einen Augenblick raten –

vier. Das Honorar entsprach also dem vierfachen Jahresgehalt eines Ordinarius. Das wären heute rund eine Million Franken.

Wurden damals die Künstler vergoldet oder mussten die Professoren betteln? Oder: Warum verdient ein Ordinarius heute fünfzig Mal mehr als vor hundert Jahren? Dazu ein bisschen Quantitative Finance. Die Explosion der Professorengelälter kann zweierlei bedeuten: Inflation oder Reallohnsteigerung. Beginnen wir mit der Inflation. Das Preisniveau, gemessen am Konsumentenpreisindex, liegt heute neunmal höher als damals, in Gold gut zehnmal. Die durchschnittliche Inflationsrate in diesen hundert Jahren lag damit bei gut 2 Prozent, also nur ganz knapp über dem heutigen Wunschbereich der Nationalbank. Heisst das, dass die Professoren heute real mehr in der Lohntüte haben? Real, nachdem man die Teuerung herausgerechnet hat, stiegen die Professorengelälter seit 1914 um den Faktor 5,4. Dies macht, in hundert Jahren, durchschnittlich 1,7 Prozent pro Jahr und liegt – meine Kollegen ahnten es – unter dem gesamtwirtschaftlichen Durchschnitt. Von Explosion als keine Rede. Aber eine milde Inflation und eine ebenfalls mässige, aber regelmässige Reallohnsteigerung läppern sich innerhalb eines Jahrhunderts zusammen zu einem Lohnanstieg um den Faktor 50.

Ferdinand Hodler war ein internationaler Star. Bodmer war eher eine nationale Grösse. Sein Honorar betrug 1933, 20 Jahre nach Hodler, ungefähr 25'000 Franken. Inflationsbereinigt wären dies heute gut 170'000 Franken; plus Reallohn-Wachstum kämen wir auf gut 300'000 Franken. Wir kennen den Stundenaufwand nicht, aber Bodmer war also kaum schlecht bezahlt. Pech vielleicht, dass im selben Jahr der Schweizer Franken um 30 Prozent abgewertet wurde (in der offiziellen Formulierung: „Ein Franken bleibt ein Franken“). Doch musste sich glücklich schätzen, wer 1933 überhaupt Arbeit hatte. Zudem erhielt Bodmer durch dieses Werk weitere Aufträge und 1947 den Kunstpreis der Stadt Zürich.

Auch eine zweite Preisträgerin ist in diesem Haus vertreten, nämlich Pipilotti Rist mit der grossen blauen Chaiselongue im Lichthof. Hat sie auch so viel bekommen wie Hodler oder Bodmer? Die Datenlage ist aufgrund der Fortschritte in der Kunst der Buchhaltung kompliziert. Aber auf eine Direktanfrage erhielt ich – der Elektronik und der Künstlerin sei Dank – innert einer Stunde die Antwort: Es war viel, viel weniger.

Dabei sollten Künstlerhonorare auch eine Risikoprämie enthalten. Nur wenige schaffen es an die Spitze, und besonders Bodmer lebte am Anfang sehr bescheiden. Er wohnte in Sternenbergr, der höchstgelegenen Gemeinde des Kantons, bei einem Bauern in einer billigen Dachkammer und war froh, gelegentlich den Rest einer Bauernsuppe auslöffeln zu dürfen. Aber Achtung! Das Zollerische Jahrbuch von 1982 berichtet: „Eines Tages hörten die Landwirte über ihrer Stube ein Gepolter und sahen nach, ob ihr Mieter nun ganz verrückt sei. Paul Bodmer hatte jedoch an einer Ausstellung die ersten Bilder verkaufen können, und der Pöstler brachte den Erlös in Fünffrankenstücken. Dies war dort oben üblich, weil die Leute kein Papiergeld wollten, sondern nur richtiges Silber. So warf denn der junge Maler in seiner Freude, endlich einmal viel und selber verdientes Geld zu besitzen, die Fünfliber in seinem Zimmer umher.“ Bodmers Misstrauen dem Papiergeld gegenüber war durchaus berechtigt. Die Noten der Kantonalbanken wurden in dieser Zeit abgelöst durch die Noten einer neu gegründeten Monopolinstitution mit dem bedrohlichen Namen Schweizerische Nationalbank. Wer wusste, was von dieser zu erwarten war.

Viele unter Ihnen werden jetzt die Universität verlassen und ins Berufsleben übertreten. Sie werden auch bald mit Fünflibern um sich werfen können, wenn auch nicht mehr mit silbernen. Sie werden aber auch auf Widerstände stossen. Was tun, wenn Sie plötzlich der Bodmer sind? Wenn von Ihnen

verlangt wird, dass Sie ihre Werke überpinseln oder, im übertragenen Sinn, nackte Knaben ins Bild setzen, kurz: dass Sie Ihre Werte und Überzeugungen verraten?

Vom Künstler und Grafiker Augusto Giacometti (einem Cousin des berühmteren Giovanni) erzählt man, er habe einen Auftrag erhalten für ein Plakat einer bekannten Firma, die in der Schweiz mit Billig-Schuhen Fuss fassen wollte. Von wiederholten Abänderungswünschen der Auftraggeber genervt, schrieb er diesen kurzerhand: „Lecken Sie mich am Arsch mit Ihren Gummi-Schlappen!“

Ob Sie im konkreten Fall die harte, die Giacometti-Linie, oder die weichere Bodmer-Linie des Kompromisses wählen sollen, kann ich Ihnen in abstracto nicht sagen. Aber eines kann ich Ihnen versichern: Wenn Sie Ihre Aufgabe ernst nehmen, d.h. sie nach bestem Wissen und Gewissen – natürlich immer unter Einsatz des hier Gelernten – erfüllen, dann werden Sie nebst Erfolg auch auf Widerstände treffen. Das Gute daran: Widerstände sind zuverlässiger als Prüfungsnoten: Sie belegen zweierlei: erstens, dass Sie etwas zu sagen haben, und zweitens, dass man Sie ernst nimmt. Das ist doch schon einiges.

Ich wünsche Ihnen alles Gute!